



ZanRé

RITH'o'GEN's
2011

Ein Szeneepos aus dem Kreis 3

Songdog

ZanRé, geboren 1959 in Männedorf ZH und aufgewachsen in Feldmeilen ZH, arbeitet in den Achtzigerjahren als Drucker, während er sich im Zuge der Jugendbewegung in verschiedenen künstlerischen Genres versucht: als Sänger in kurzlebigen Punk-Bands, als Videofilmer (mit dem Video-Spielfilm «Talmann» 1985), durch Medien-Performances. 1989 wendet sich ZanRé vollberuflich der Malerei zu. Es folgen diverse Einzel- und Gruppenausstellungen in ganz Europa, den USA und Südafrika. Daneben lässt er sich zum Karate-Lehrer ausbilden und veröffentlicht die Musik-CD «I bis VI».

Neben verschiedenen Beiträgen in Underground-Literaturzeitschriften schreibt ZanRé unter dem Pseudonym Prinz di Parma den Post-Punk-Lyrikband «Himmel & Hölle» (1986, Eigenverlag) und unter eigenem Namen die Novelle «Zadok der Egoist» (WOA-Verlag 2002).

ZanRé lebt und arbeitet als bildender Künstler in Zürichs Kreis 3.
www.zanre.ch

© 2023 Songdog-Verlag, Bern

Cover: ZanRé/Buchwerkstatt.ch/Songdog

Lektorat und Satz: Songdog/Buchwerkstatt.ch

ISBN 978-3-903349-22-3

1. Buch

Luca «Rosti» Tambini

22. Dezember – 10. Februar

Toast

Ich werde sterben, ich weiss es genau.

An diesem Dienstagnachmittag hatte ich mein letztes Brot gegessen. Fünf Scheiben Toast. Alles restlos vertilgt, bis auf die untere rechte Ecke, die aus gestalterischer Sicht deprimierende Ecke. Sie war verschimmelt. Ich hatte die toxisch verseuchten Winkel abgeschnitten und fachgerecht entsorgt. Den Rest ordentlich geröstet. Genügend, um die Schimmelpilze abzutöten. Wie ich hoffte.

Advent, Advent, das Bäumchen brennt! Die Lage war ernst. Nächtelang fand ich keinen Schlaf, und tagsüber war ich so fertig, dass ich nicht wusste, wo mir der Kopf stand. Mein Verstand war durchgebrannt, meine Existenz nur noch geräumtes Terrain. Ein Niemandsland, auf dem Fiebrigkeit und Taumel ein Doppel gegen Apathie und Stumpfsinn spielten. Wo gelbe Pac-Man-Beisserchen erbarmungslos an meinen Nerven nagten, die

zerfetzt das Feld überspannten. All das in Super-Slow-Motion. Was tun, wenn das Leben nur noch peinlich ist? Wenn schlechte Erinnerungen aus der Tiefe aufgären und als Einzige zu trösten vermögen? Sie traf keine Schuld, sie war tot. Mit jedem weiteren Jahr, das sie auf dem Friedhof lag, wurden ihre Umrisse unschärfer. Meine Vorstellung von ihr verweste.

Santo Cielo, niemals hatte ich ihr Grab besucht, nicht mal an ihrer Beerdigung. Obwohl ich nur einen Steinwurf vom Friedhof entfernt wohnte. Doch den hatte ich gemieden wie der Teufel das Weihwasser. Ich hatte schon damals unheimlich Schiss gehabt. Aber die Furcht wurde immer grösser. Phobisch. Das plötzliche Wiederauftauchen ihrer Leiche in meinem Kopf machte mir Angst. Erinnerungen an vergangene Frühlinge wollten erhört werden. Ein wachsender Schrecken, spriessend und birstend. Säfte drängten, hatten längst mein Bollwerk geflutet und die Fundamente stoischen Daseins bedrohlich ins Wanken gebracht. Panikpartikelchen, arglistig wie Tretminen, lagen unter meiner Haut verborgen, jederzeit bereit, beim ersten falschen Gedanken hochzugehen. War ich paranoid geworden, schizophren? Wovon war hier die Rede? Fürchtete ich eine kopflose Leiche oder die Leiche in meinem Kopf? Der Horror rief leise, aber unmissverständlich meinen Namen.

Ein Knacken, ein jäh an die Wand geworfener Schatten, stakkatoähnliche Lichteinfälle, den Tea Room aus den 70ern, ein Schlager aus den 80ern, ein abgefallener Knopf, Freiheit und Abenteuer. Der liebende Onkel, Ruhe und Ordnung, darf es ein bisschen mehr sein? Schneller und besser, ein tropfender Wasserhahn, das Fremde. Das Böse konnte alles sein. Und überall. War da nicht ein fauliger Hauch hinter meinem Rücken? Ich konnte es förmlich fühlen, wie die Angstbestie gleich einer schleimspritzenden Hydra hinter mir herrschlich. Allein die Vorstellung, der Rotz dieses Ungeheuers könnte mich am Kreuz streifen, liess mich erschauern. Nur am Rücken. Es greift nur

den Rücken an, dieses feige Biest. Und ein einziger Schleimtropfen dieses Satans würde mich zum Nistplatz des Schreckens machen. Ich musste den Rest meines Lebens Unterhemden tragen. Ohne Unterhemd würde ich sterben.

Mir war schlecht. Ich wusste nicht, an wen ich mich wenden, welche Götter ich anflehen oder was für traurige Lieder ich noch singen sollte. Meine Zuhörer waren alle gestorben. Götter und Nicht-Götter. Einer nach dem Anderen hatte mich verlassen. Idioten! Keiner von ihnen hätte sterben müssen. Es hätte genügt, wenn sie etwas taub geworden wären, dann hätten sie mein Gerede ertragen, bis in alle Ewigkeit. Und ich wäre jetzt nicht allein mit meiner Furcht. Aber nein, sie mussten ja gleich ganz kaputtgehen. Bitte schön! Ich hatte Wichtigeres zu tun, als mich um undankbare Zuhörer zu kümmern. Ich musste meine Angst aushalten. Oder loswerden. Vielleicht liess sie sich verkaufen, oder zumindest verschenken. Gleich morgen würde ich ein Inserat schalten. Morgen, ganz bestimmt. **Angst zu verschenken!** 20 Punkt fett! Irgendwann würde mich die Müdigkeit retten. Vor Panik, vor Grauen, vor der totalen Verblödung, und ich würde einschlafen. Unendlich tief, fest und komatös.

Roadmovie

Dienstag, 4. Januar. Es war lächerlich. Ich fühlte mich von einer kopflosen Leiche, die vor sechzehn Jahren anständig begraben worden war, ernsthaft bedroht. Einer Leiche, die nur noch in meiner Fantasie existierte, hatten doch Würmer und Maden ihr Werk längst vollbracht. Trotzdem schaffte ich es nicht, diesem Mahnmal der Kleinmut zu entfliehen. Im Gegenteil, die Erinnerung plagte mich immer von Neuem, wollte einfach nicht ablassen von ihrer Beute. Beharrlich geisterten längst vergilbte Jugendschwärmereien durch mein Gemüt. Triefend vor Kitsch

und ohne jeglichen Realitätsbezug. Meine gegenwärtige Situation allerdings war alles andere als kitschig: Not und kein Ende in Sicht. Ich fuhr mit meinem Van, einem roten Fiat Ducato Diesel, quer durch die Stadt, ohne genau zu wissen, wohin, ein paar Schneeflocken tanzten vor der Windschutzscheibe, die Heizung funktionierte nur noch zögerlich, und der alte Kassettenrekorder hatte schon die Hälfte meiner Tapes zu Girlanden verarbeitet. Darunter so wertvolle Musikperlen wie PFM Live in Japan 2002, Jeff Beck Wired, oder ein Original-Übungsraumtape von Celtic Frost anno 1981. Alles unwiederbringlich zunichte gemacht. Das Leben konnte sehr, sehr hart sein.

Verdammt, Führerschein bei der Tombola gewonnen? Hat dieser Testa di Cazzo keinen Blinker? Einmal kurz auf die Hupe gedrückt, um diesen Träumer zurück auf den Asphalt zu holen. Jetzt biegt der Blödmann doch nicht ab. Dafür bremsen? Mann, Mann, Mann, mach ich dem eben mittels Lichthupe Beine. Doch der fährt nur noch langsamer und zeigt mir den Stinkefinger. Das ist genug! Überholen und weg. Und was macht der Wahnsinnige, als ich auf gleicher Höhe bin? Er gibt wieder Gas und drängt mich links ab. Bevor ich in die Leitplanke donnere, kann der seine Karre beim Autospritzwerk anmelden. Der hat wohl keine Angst um seinen teuer lackierten Merz.

Mit einem flüchtigen Blick streifte ich den Wagen meines Kontrahenten. Das Interieur war vollbesetzt mit vier grimmig dreinblickenden Typen, die wild gestikulierend auf den Fahrer einredeten. Folgsam drängelte mich der Irre weiter herzseitig ab. Madonna Santissima, was tun? Ich konnte nur noch voll auf die Bremse treten. Hinten hupte wer wie von Sinnen. 'tschuldigung! Und das alles auf der Hardbrücke, einer der am meisten befahrenen Strecken der Stadt. Im letzten Augenblick gelang es mir, die Spur zu wechseln und die Ausfahrt Höngg zu erwischen. Was um Himmels Willen sollte ich in Höngg? Ich zitterte am ganzen Leib, mein Unterhemd troff vor Schweiss, und bei der

miesen Heizung würde ich mir bestimmt eine böse Erkältung holen. Herbert Grönemeyer eierte: «Wann ist ein Mann ein Maahann ...!»

Arschloch!

Es schneite immer heftiger, und der Van hatte nur vorne Winterreifen montiert. Sparmassnahme. Die Limmattalstrasse war eng, dazu befand sich die Fahrspur direkt auf den Tramgleisen. Ich glitt also ganz langsam dahin, fest entschlossen, bei der nächstbesten Möglichkeit anzuhalten. Und als wären der Strapazen nicht genug, tauchte auch noch der Scheinwerfer einer Strassenbahn im Rückspiegel auf. Linie 13, ausgerechnet! Das würde mir jetzt auch kein Glück bringen! Oder doch? Gott sei Dank entdeckte ich rechts vor mir einen freien Parkplatz. Im ersten Anlauf eingeparkt, trotz Totalstress gut manövriert, gratuliere. Grönemeyer hatte nun vollends den Geist aufgegeben. Ich riss die Kassette samt Bandsalat aus dem Rekorder und schmiss sie aus dem Fenster. Das Knäuel erinnerte mich an asiatische Nudelgerichte mit Sojasauce. Erst mal gut durchatmen. Entspannen. Ich liess meine Hände aufs Lenkrad sinken und versuchte an etwas Aufbauendes zu denken. An den leeren Kühlschrank, die unbezahlte Steuerrechnung, meine vernachlässigte Libido. OK, der Plan schien nicht aufzugehen, dafür ging mein Puls schon etwas ruhiger. Immerhin. Langsam wurde es dunkler, die Windschutzscheibe war schon von einem dünnen weissen Film belegt, liess kaum noch etwas erkennen. Nur noch schemenhaft sickerte das Leben der Anderen hindurch. Die Welt dämmerte langsam weg, blieb im Zwielflicht von Gegenwart und Vergangenheit hängen wie ein Fetzen Papier an einem Ventilator.

Eine mir völlig unbekannt innere Ruhe überkam mich. Das gelbrote Licht der Strassenbeleuchtung gab dem Tag den Rest. Ich spürte kaum noch Aderschlag. Dafür war ich ganz bei mir,

und so begannen sich Geister zu regen, von denen ich keine Ahnung hatte, dass sie in mir hausten – die Schemen der Zukunft. Erst glaubte ich an ein abstruses, mystisches Erweckungserlebnis, das man dem Kiffen hätte zuschreiben können, dann aber harrete ich gebannt der Dinge, die da auf mich zukommen sollten. Erst durchfuhr mich ein Hitzestrahler, dann manifestierten sich verwehte Lichtgestalten als Reflexionen auf der Windschutzscheibe. Ich erkannte Bekannte, Unbekannte und mich selbst. Geschehnisse wirbelten mir entgegen, als wären es Schneeflocken auf der Autobahn bei Tempo 100. Ich sah mich im Zweikampf Kartoffeln schälen, in der Wüste die Leere bemeistern und tot gestellt auf einem Schlachtfeld liegen. Sah mich ständig von Raben verfolgt, endlos Achterbahn fahren und die brutale Schönheit einer Explosion zeitlupenartig bestaunen. Ich sah Adam und Tom, wie sie Räume durchzogen und Zeiten verloren, die Stadtheiligen Felix und Regula, natürlich kopflos, und ich sah Gott in einem Laptop hocken. Ausserdem einen westlichen Magier Bilder malen, Vivi und Johannes auf Glatteis fahren, Katja von nah und von fern und eine Göttin in Satin eine Krone tragen.

Eisige Kälte holte mich aus meinen Fantastereien zurück. Ich sass nun schon eine halbe Stunde in meinem Van bei abgestelltem Motor und somit in einem unbeheizten Wagen. Mit schlotternden Fingern betätigte ich den Anlasser, doch mein Wägelchen gab keinen Mucks von sich. Festgefroren. Ich versuchte es noch einmal. Nichts. Meist nützte gutes Zureden. Doch heute fand ich die passenden Worte nicht. Da näherte sich ganz langsam ein schwarzer Mercedes von hinten. Ruhig Blut, die Stuttgarter Daimlerwerke hatten vermutlich nicht nur ein Exemplar dieses Typus gebaut. Aber Cazzo, ein Benz S 350, obsidianschwarz metallisiert, das konnte kein Zufall sein. Ich geriet in Panik, hebelte wie irre am Anlasser herum, nichts tat sich. Dann brach der Schlüssel ab. Porca Miseria, ich sass in der Falle!

Der Wagen hielt unmittelbar schräg vor mir, kein Entkommen! Ja wie denn, mit abgebrochenem Schlüssel! Weglaufen mochte ich nicht, also stellte ich mich tot. Die Beifahrertür des Mercedes schwang auf. Lag es am Schneegestöber, an den Visionen, oder an meinem beklagenswerten Zustand? Ich sah doch tatsächlich Vivi aus dem Auto steigen!

Missmutig liess ich meinen unabgeschlossenen Kleintransporter zurück und machte mich auf zur nächsten Tramhaltestelle. Mir immer wieder vorrechnend, was ein neuer Anlasser plus Busse wegen Parkierens auf einem parkscheibenpflichtigen Stellplatz kosten würden.

Neujahr

Grazie al Cielo, waren die Feiertage endgültig vorbei. Für mich begann das Festtagsmartyrium jeweils schon am 22. Dezember. An meinem Geburtstag. An einem Tag, auf den meist auch der Winteranfang fiel. Das Zusammenfallen solcher Ereignisse konnte kein Zufall sein, sondern war klar vorgezeichnete Bestimmung. Rüdes Schicksal, welches mich von Anfang an ans Ende gestellt hatte.

Überhaupt, Feiertage. Ich war froh, diese Zeit alleine verbringen zu dürfen. Aber natürlich war das nur die halbe Wahrheit, oder höchstens einviertelwahr. Was gab es schon zu feiern? Ich war 44 geworden, der Heiland über 2000. Das Jahr je nach Kulturkreis: Die Juden waren bereits im sechsten Jahrtausend angelangt, die Chinesen im Jahr 4646, die Hindus erst im Jahr 1931. Am weitesten abgeschlagen lag der islamische Kalender, die Moslems lebten im Jahr 1431. In unserer Zivilisation wurde 1431 Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ob das was zu bedeuten hatte? Ich wusste es nicht, oder besser gesagt, ich

konnte mich nicht entscheiden. Ich wusste lediglich, dass ich bei den Feiertagsdepressionen voll dabei war.

Immer mehr wurde ich zum Schrein meiner dunkelsten Vorahnungen. Meine Welt bestand nur noch aus verwischten Schatten. Erinnerungen, die mich wie Heuschreckenplagen besprangen und meine letzten Hoffnungsschimmer niederrangen. Mein letzter Glaube lag gemeuchelt in der Grube, all meine Befürchtungen nährend, die an meinem Gewand zerrten wie ein Orkan an einem lottrigen Fensterladen. Der letzte Mensch auf Erden, inmitten einer Meute hungriger Zombies. Hoffnungslos verloren, bevor das grosse Schlachten begann. Und es würde beginnen, und alles würde noch viel schlimmer sein. Ich schloss die Augen, damit es dunkel werde und mich niemand sähe in meiner Bedrängnis. Und als ich sie widerwillig öffnete, da sah ich alles so, wie es wirklich war: ein verschneiter Januartag, dem gebrochenes Licht eine Würde verlieh, die zu huldigen nur imstande war, wer über Monate mühsam eine Blätterkrone gestemmt hatte und nun nackt dastand. Eine Frische, die nur zu schätzen wusste, wem die Bise jahrzehntelang die Fassade geschmirgelt, und eine Nässe, die nur jene zu erregen vermochte, denen der Schirokko die Innereien so richtig durchgeblasen hatte. Es roch angenehm nach aufkommendem Sturm, nach Totentanz, nach Ende. Wie der Winter, trug auch ich etwas dem Ende zu. Oder begann es. Wo war Anfang, wo Ende, wo kam alles zusammen und was war im Kreis? Fülle oder Leere?

Auch der heutige Tag trüb und neblig. Auch der heutige Tag finster und bedeutungsschwanger. Grässliche Kälte lag über der verschneiten Stadt, und nicht nur über ihr. Der Winter, astronomisch gesehen neunundachtzig Tage, gefühlsmässig eine nie endende Periode arktischer Kälte, schwang gnadenlos sein Zep-ter. Eine grimmige Bise wehte beissend durch die Strassen, und nicht einmal die Tempoverlangsamung, die Winters Diktat ge-

bot, konnte meine Abneigung mildern. Als Südländer empfand ich mehr als einen Monat jener Saukälte als unzumutbar. Auch die augenscheinlichen Schönheiten solcher Kälteperioden, der Reif an den Fenstern, die romantischen Eiszapfen, im Wind tanzende Schneeflocken, ja die gesamte, in Weiss gehüllte Stadt, konnten mir keinen Trost bieten. Die vom Schnee schwer gewordenen Äste, bis fast zum Boden gebeugt, führten mir nur meine eigene Last vor Augen: Bitternis und Grauen, schrecklich lange Dunkelheit und exorbitante Heizkosten, Grippe und Schlimmeres noch. Wintersport war mir ein Gräuel, auch im Fernseher, obwohl ich keinen besass. Nein, ich konnte diesen tristen Monaten nichts abgewinnen, vor allem heute nicht, wo der Frost in meiner Seele hockte, vor allem diesem Winter nicht, der mein letzter zu sein drohte.

Trennung

Die Trennung von Vivi hatte ich nie wirklich verkräftet. Obwohl ich es mir jahrelang mit aller Kraft einzureden versuchte. In Tat und Wahrheit begann damals mein Rückzug aus der Realität. Der Moment der Entzweiung war gleichbedeutend mit dem langsamen Ausblenden sowohl ihrer als auch meiner Existenz. Ich wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben und konnte mich zeitweise nicht einmal mehr an ihr Gesicht erinnern. Es war tatsächlich vorgekommen, dass sie mir von der gegenüberliegenden Strassenseite her zuwinkte, ohne dass ich sie erkannte oder erkennen wollte. Kurz darauf zog sie weg. Ohne sich zu verabschieden, ohne eine Adresse zu hinterlassen. Wie auch, wo ich sie doch ständig ignoriert hatte. Später dann machte ich ein paar halbherzige Versuche, sie ausfindig zu machen. Aber Vivi blieb verschollen. Und noch etwas passierte damals: Auf einmal flatterten ständig Raben ums Haus. Von früh bis spät schwarz-

berockte Krächzer, Myriaden von fliegenden Trauerklößen. Wenn das kein Omen war.

Nebst den Raben setzten sich bei mir auch noch ein paar nicht geringe, dafür umso nachhaltigere Schäden fest. Das Haus verliess ich nur noch selten, etwa zum Einkaufen oder um meine Einzahlungen zu machen. Hin und wieder gönnte ich mir einen Spaziergang durchs Quartier. Wenn es hochkam, gab es einen Kaffee am Idaplatz oder im Bubbles. Das wars! Weiteren sozialen Kontakt mied ich wie Kutteln oder Bananen. Unweigerlich schmolz mein Freundeskreis auf die verkohlte Kruste ein, die jeweils nach dem Verzehr eines Käsefondues auf dem Boden des Keramik-Caquelons zurückblieb. Warum man das *La Religieuse* nannte, wusste ich nicht. Bei keinem Job hielt ich es länger als ein paar Wochen aus. Die Familie in Italien besuchte ich kaum noch. Eine Brücke nach der anderen stürzte lautlos in den Abgrund. Dafür peinigten mich nunmehr Unruhe und Schlaflosigkeit, und bei jeder auftauchenden Schwierigkeit wurde ich von dem Verlangen durchdrungen, mich tot zu stellen. Macken verursachen Macken. Kein Wunder also, dass ich zu keiner andauernden Partnerschaft mehr fähig war. Kein Amore mehr, nur hin und wieder flüchtige Liebschaften, und auch die nur dünn gesät. Und keine kam an Vivis Klasse heran. Auch ich nicht.

Vivi

Ich wusste, dass Vivi während unserer gemeinsamen Zeit oft mit seltsamen Typen herumhing, und auch, dass sie ständig Dope bei sich hatte. Meist verschenkte sie das Zeug. Vivi hing mit allem rum, was irgendwie andersartig war. Vorzugsweise mit verfilzten Politaktivisten linker Couleur, notorischen Szenegängern jeglicher Gattung. Mit Künstlern, Damen aus dem

Gewerbe und Müssiggängern der gehobenen Klasse. Natürlich gehörten auch dubiose Businessstypen (damals schienen uns alle Geschäftsleute dubios) zu ihrer Entourage. Ausserdem machte damals, sehr zu meinem Leidwesen, das Gerücht die Runde, sie würde ungeniert die Beine breitmachen, wenn es ihr Vorteile brächte. Vivi war sicherlich kein Kind von Traurigkeit und in diesen Jahren ging es oft hoch zu und her, doch solch dummes Geschwätz tat ich als primitive Rache derer ab, die bei ihr nicht landen konnten. Und das waren viele. *Edelnutte*, *Antifeministin*, *Kapitalistenkokotte* waren nur ein paar der böartigen Etikettierungen, die ihr von der Alternativszene angehängt wurden. Natürlich nur unter vorgehaltener Hand, denn ihr Dope rauchten sie alle gern und das offerierte Bier nahmen sie mit Handkuss.

Tatsächlich half Vivi wacker mit, ihr suspektes Image zu festigen. Oft legte sie ein rätselhaftes Verhalten an den Tag, umgab sich mit der Aura der Geheimnisvollen und war immer grosszügig im Umgang mit Geld. Dauernd kreuzte sie mit einem anderen Auto auf, war mit Hinz und Kunz bekannt und imstande, für jedes noch so ausverkaufte Konzert Tickets zu beschaffen. Niemand wusste, was sie beruflich tat, offensichtlich war nur, dass sie viel Freizeit hatte. Als ich sie einmal darauf ansprach, erklärte sie mir etwas verklausuliert, dass sie einen Teil des Familienvermögens verwalte. Was auch immer das bedeuten mochte. Mehr wollte ich gar nicht wissen. Adam warnte mich damals eindringlich, ich solle die Finger von ihr lassen, sie habe Verbindungen zu CIA und Mossad. Allen Ernstes behauptete er, Vivi benutze mich als Türöffner, um die Szene zu infiltrieren. Prompt kündigte er mir vorübergehend die Freundschaft. Aber Adam war nicht relevant, sondern nur einer dieser paranoiden Weltverschwörungstheoretiker.

Für mich war Vivi einfach nur Klasse. Eine Stilikone der Kategorie unerreichbar. Ihre schwebende Eleganz, ihr abgehobener Reiz steigerte ihre Unantastbarkeit bis schier ins Uferlose. Ihr

wiegender Gang, akzentuiert durch die hohen Absätze, auf denen sie geschickt über jeden noch so holprigen Kiesplatz balancierte, unterstrich ihr Sein von einem anderen Stern, verhalf ihr zur Ausstrahlung einer Grande Dame, für die sie aber viel zu jung war. Obwohl vom Typ her durchaus mit der jungen Catherine Deneuve zu vergleichen, hing sie dennoch in der Undergrundszone herum, was vielen nicht ins Bild passte. Niemand verstand, warum sie ausgerechnet mich zu ihrem Freund erkorren hatte, was das latente Misstrauen nur umso mehr verstärkte. Sie waren alle nur neidisch gewesen, diese Stronzi! Porca Misseria, wenn die gewusst hätten, welch hohen Preis ich für das bisschen Liebe noch zu zahlen hatte.

Wenn auch die effektive Zeit mit Vivi kaum ein Jahr währte, war sie für mich von ausserordentlich grosser Bedeutung. Als wir uns kennenlernten, war ich gerade zarte zwanzig geworden. Vivi, sieben Jahre älter, pflückte mich von einem wackligen Barhocker herunter und stellte mich in ihre Schuhe. Bedauerlicherweise wurde mir dabei ein Leben vorgegaukelt, das nicht für mich bestimmt war, und diese Schuhe würden noch leidlich zu drücken beginnen. Wie Schraubstöcke! Doch erst einmal war ich mächtig stolz und im siebten Himmel. Mein Leben war ein einziges Verlustieren, ein wohliges Planschen durch Zuckerwattegalaxien und Partylichter. Wie in Trance torkelte ich durch Erdbeereismeere und Gin-Tonic-Schwaden, durch den aktuellsten Kulturkosmos und die Underground-Hautevolee der Stadt. Es war ein perfektes Leben, ich musste mich um nichts kümmern – Vivi hatte alles im Griff.

Um dem Zerrbild einen noch kitschigeren Anstrich zu geben, kam alle vierzehn Tage ihr kleines Töchterchen zu Besuch, das ansonsten beim Vater wohnte. Wir verwöhnten das kleine Ding nach allen Regeln der Kunst. Zoobesuche, rosa Schleifchen in Hülle und Fülle und selbstredend ganze Armeen von Plüschtieren. Wir spielten glückliche Familie und ich glaubte daran. Der

Himmel hing voller Geigen. Ich war glücklich und kam mir erwachsen vor, ohne das Leben je wirklich gekannt zu haben. Alles kein Problem, es sah aus wie im Kino. Wie im Werbeblock.

Und dann waren da noch die Nächte. Keine Sekunde mochte ich von ihr lassen. Ich war einfach verrückt nach ihr. Wie endlose Ströme fuhren meine Hände an ihrem Körper entlang, schmiegt, rieben, fassten, packten, fiebrig und fordernd. Mal um Mal überliess ich mich diesem raublustigen Strudel, der fickrig nach mir griff, mich hinunter und hinauf riss, ganz wie ihm beliebt. Selig hielt ich meine Zunge an ihre Knospen, hörig gab ich mich dem Beben ihrer Ritze hin, die mir gnadenlos das Hirn aus dem Schädel vögelte, aber es tat ja so gut. Von überall her drang ihre frivole Glut bacchantisch in mich ein. Wir ritten diese reissenden Wellen Tausende Male, auf und ab. Blieben für immer zusammengeschweisst durch diese hungrige Naht, diesen Ozean der Begierde, tief und uferlos, wo ein unersättlicher Krake uns, seine Tentakel schwingend, vorwärtspeitschte. Mein unschuldiges junges Blut kochte und riss alles mit sich, verschlang den letzten Rest Verstand, während Vivi mir immer wieder mein Drängen und Wollen aus den brennenden Poren saugte. Ein einziges Dahinfließen, bis nur noch feuchte Mattigkeit darniederlag. Gesegnet sei die pathetische Wollust eines gedeihenden Jünglings.

Irgendwann muss sich bei ihr Langeweile eingeschlichen haben, ohne dass ich etwas davon bemerkt hätte. Bis zu jenem rabenschwarzen Tag, als ich nicht mehr darüber hinwegsehen konnte, dass sie mich mit einem hübschen schwarzhaarigen Lockenkopf betrog. Vivi reiste in einem Monat dreimal nach Israel. So flog die Sache auf. Mein Gott, Tel Aviv! Also doch Mossad? In meinem verletzten Stolz führte ich ein dermassen übertriebenes Drama auf, dass sie mich noch in der gleichen Woche verliess. Nicht ohne mir als Dank für die gemeinsame Zeit eine Magnumflasche Champagner zukommen zu lassen. Noblesse oblige! Da-

für nahm sie all das grosszügig über mich ausgeschüttete Leben mit, nur um es ein paar Jahre später mit ins Grab zu nehmen.

Johannes

Ihre kopflose Leiche habe man vor vier Wochen gefunden, in einem Wald, auf dem Gurten, bei den Überresten der Burg Aeger-ten. Mehr wisse er auch nicht. Obwohl Johannes sonst alles wusste. Johannes, ein damals siebenunddreissigjähriges Arschloch und Bildungsfaschist, der gerne von seiner Intelligenz sprach, aber nichts anderes war als ein unscharf eingestellter Fotokopierer, gab sich entsetzt darüber, dass ich nichts von Vivis Tod wusste. Obwohl sie doch meine Freundin gewesen sei. Doch das war lange her. Woher zum Teufel hätte ich wissen sollen, was sie tat – oder dass sie niemals mehr etwas anderes tun würde, als zu verwesen? Johannes senkte den Blick, legte die Stirn angemessen in Falten, wie das Gutmenschen in solch dramatischen Momenten zu tun pflegen, und verlieh damit dem Moment die ihm angemessene Würde.

Johannes: eine Kreuzung aus Szenegänger und ewigem Student. Ein politisch Korrekter, der sein Bier aus der Flasche trank im Glauben, er sei Che Guevara. Einer, der Toleranz mit Anpassung verwechselte. Ein bigotter Co-Feminist. Ein Frauenversteh-her, der verzückt lächelnd von Käffchen und Telefönchen sprach, um dann ohne Weiteres in einer Männerrunde mit drei Bier in-tus zum primitiven Chauvinisten zu mutieren. Männlich wie sein modischer Bart, der ihn als neukonservativen Taliban ent-larvte. Ein sozialdemokratisch wählender Heuchler übelster Sorte! Einer aus der Fighetti-Szene. Meine Verachtung ihm ge-genüber war immens. Erst recht seit dem fürchterlichen Streit vor einem Jahr, als ich ihm all das ins Gesicht gesagt hatte. Sa-gen wollte ...